

Stefan Heidenreich

Freunde, Zeiger, Daten

2012

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18506>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Heidenreich, Stefan: Freunde, Zeiger, Daten. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. Kollektiv, Jg. 3 (2012), Nr. 2, S. 63–69. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18506>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Freunde, Zeiger, Daten

Stefan Heidenreich

1. Medium oder Werkzeug

Ob man das Netz als Medium oder als Werkzeug begreift, macht einen Unterschied. Ein Werkzeug hat einen Zweck zu erfüllen. Der Zweck ist vorausbestimmt, ob als Funktion oder im Dienst einer Gemeinschaft von Nutzern. Von hier aus erscheint manches am Netz dann als gut, anderes als schlecht, manches als kritikwürdig, anderes als progressiv. Von wo aus dieses Urteil sich ausspricht, wird erst einmal nicht gefragt. Nennen wir diese Herangehensweise den ›kritischen Ansatz‹.

Implizit geht dieser Ansatz davon aus, dass es einen unabhängigen Orientierungspunkt der Kritik gibt, in der Regel unter dem Oberbegriff ›Gesellschaft‹. Geht man allerdings davon aus, dass diese ›Gesellschaft‹ nicht einfach vorhanden ist, sondern selbst erst im gemeinsamem Verhalten und durch Kommunikation entsteht, dann taucht das Medium auf der Rückseite der Analyse wieder auf. Damit läuft die ›Netz-Kritik‹ im Kreis, denn sie kritisiert das, wodurch ihre Position erst hervorgebracht wird. In diesem Fall können Medien eben nicht ›kritisch‹ betrachtete Werkzeuge sein, die sich gegen ihren Zweck sperren. Das ›Werkzeug‹ wird also nicht bloß gebraucht, sondern ›schreibt mit an unseren Gedanken‹, um eine oft zitierte Aussage einmal mehr anzuführen. Bevor wir daher irgendetwas vom Netz fordern können, steht zuerst einmal in Frage, was es uns sagen lässt und wen es als Sprecher konstituiert. Nennen wir diesen Ansatz ›medial‹, also vom Mittleren, vom Medium her gesehen.

Der kritische und der mediale Ansatz sind einander geradewegs entgegengesetzt, was ihren Ausgangspunkt betrifft. Der eine betrachtet das Medium im Hinblick auf den Zweck, den es in einer Gesellschaft ausübt. Der andere sieht Gesellschaft erst als Ergebnis eines medialen Prozesses. Allerdings stehen beide Ansätze einander nicht unversöhnlich gegenüber, denn in der Kritik kann das Medium und im Medialen die Kritik wieder aufgenommen werden. Daraus ergeben sich jedoch recht unterschiedliche Konsequenzen, unter anderem, was politische Forderungen betrifft.

2. Netze und Schichten

Das Netz tritt uns als weltweites Gewebe hinter Bildern und Texten entgegen. Hinter dieser Oberfläche liegt ein materieller – also durch Signale im elektromagnetischen Feld oder Lichtpulse verbundener – Graph von Knoten und Links. Seine Wege verlaufen zuerst einmal nicht von Mensch zu Mensch, sondern zwischen Rechnern. Daten werden weitergereicht, von Prozessor zu Prozessor, von Arbeitsspeicher zu Arbeitsspeicher, von Client zu Server und zurück. Manche dieser Daten, aber eben längst nicht alle, erreichen unseren Bildschirm.

Nur in der Projektion einer Landkarte zeigt das Netz die Form eines weltumspannenden Gewebes. Aber die Karte stellt eine Ausdehnung dar, die im Netz nichts gilt. Denn im Grunde interessiert es sich nicht für die Welt und ihre Form. Von der Seite her betrachtet, in seiner geologischen Tiefe sozusagen, hat das Netz eine hierarchische Anordnung. Schicht liegt über Schicht, getrennt und vermittelt durch Protokolle und Formate.

Die Geschichte des Internets kann als ein Durchschreiten der verschiedenen Schichten und Formate beschrieben werden. Jede neue Schicht bringt einen neuen Akteur mit sich. Durch das ihr zugeordnete Protokoll ernennt sie die jeweils neue Kontrollinstanz, gerade so wie auf der untersten Schicht festgelegt wird, dass eine bestimmte Spannung einem binären Wert entspricht. Das kontinuierliche Spannungsspektrum wird in Nullen und Einsen zerteilt. Statt der reinen Elektrizität regiert ein Code. Man darf diesen Aufbau in Schichten nicht ontologisieren. Denn er bedeutet gerade *nicht*, dass etwa das Wesen des Netzes in den Tiefen seiner Schaltkreise zu finden wäre. Sondern er sagt im Gegenteil, dass das Netz all die verschiedenen Schichten beinhaltet und überschreitet, ohne sie dadurch zu verlieren. Die Protokolle werkeln im Untergrund weiter, und hin und wieder zeigen sie sich sogar an der Oberfläche in ihren Kürzeln wie TCP/IP oder HTTP.

Jenseits der vernetzten Schichten wartet der Mensch auf seine Daten, könnte man sagen. Aber er wartet nicht unberührt. Denn die Schichten machen nicht vor ihm halt, sondern weisen ihm einen Ort zu, von dem aus er agieren kann. Sie regeln den Input, bevor es ihn gibt.

3. Web 2.0

Betrachten wir von dieser Position aus das, was man als Web 2.0 bezeichnet. Der technische Kern liegt im Datenaustausch zwischen zuvor weitgehend getrennten Schichten. Bei der Einführung des WWW waren die ersten Webseiten noch statische Dateien. Seit zwischen einem Klick und der Bildschirmausgabe, zwischen

Client und Server sowie unter Servern rege Daten fließen, wird die einzelne Webseite aus einer Reihe von Diensten und Daten im Moment des Abrufs zusammengebaut und folgt dann aktiv den weiteren Eingaben der Nutzer. Die Änderung liegt nicht im Verhalten der Nutzer, sondern in dem, was die Protokolle als Eingabe verarbeiten können – um das noch einmal festzuhalten.

Den technischen Kern des Web 2.0 bilden APIs, Schnittstellen zu anderen Services, und eine Programmkombination namens AJAX zur dynamischen Abfrage von Eingaben. Technisch gesehen, handelt es sich um eine geradlinige und absehbare technische Folge höherer Netzkapazitäten. Diese technische Infrastruktur wurde von Programmierern als Web 2.0 bezeichnet, lange bevor sich ein Verleger den Begriff schützen ließ.

So absehbar wie ihr technisches Zustandekommen war auch die soziale Dynamik der neuen Services. Seit ihrer Einführung bleibt es nicht länger nur Eingeweihten vorbehalten, sich im Netz aktiv zu bewegen. Die Aktivierung einer derart großen Zahl von Nutzern lässt sich am ehesten mit der Alphabetisierung im 18. Jahrhundert vergleichen, nur mit dem nicht ganz unerheblichen Unterschied, dass in diesem Fall das Alphabet zu den Nutzern kommt und nicht umgekehrt. Ganz ähnlich wie damals hört man heute wieder die Klagen über ahnungslose Nutzer, ›Idioten‹ im strikten Wortsinn, die sich das neue Medium aneignen, ohne den hergebrachten Kanon zu berücksichtigen. Stellenweise klingt auch in den Argumenten der Netzkritiker die Klage über den Verlust einer elitären Position mit. Die Popularisierung des Netz-Aktivismus zeigt sich unter anderem am Erfolg der Piratenpartei, wobei deren Ferne zu den alten ›techno-elitären‹ Gruppierungen wie dem Chaos Computer Club besonders auffällt.

4. Funktionsmonopole

Dass die neuen Plattformen und Services sich in den Formen einer ökonomisch gestalteten Welt organisieren, kann kaum überraschen. Und damit auch nicht, dass es zu den üblichen Vorfällen von Missbrauch, Überinvestition und Krise kommt. Solange die Welt sich dem Geld als Medium der Verteilung von Arbeit, Ressourcen und Gütern überlässt, wird alles, was auch nur die Hoffnung zulässt, eines Tages ökonomisch verwertbar zu werden, in den finanziellen Kreislauf mit einbezogen. Ob die entstehenden Firmen zu den Guten oder zu den Bösen gehören, lässt sich wohl fragen, aber ohne ein Verständnis dafür, wie es zu der ganzen Entwicklung überhaupt kommen konnte, wirkt die Haltung naiv.

Was tun die Nutzer? Sie schließen sich, noch immer, in Scharen, den größten Netzwerken an. Wie kommt es also, dass Facebook und andere Webservices derartige Monopole aufbauen konnten? Warum ist es keinem Netzkünstler oder

keiner Open-Source-Gemeinschaft gelungen, bessere oder doch wenigstens konkurrenzfähige Plattformen zu entwickeln?

Netzwerk-basierte Plattformen werden immer einen Hang zu Monopolen haben – und zwar zu funktionalen Monopolen. Je größer ein Netzwerk ist, desto mehr Kontakte hat es zu bieten, desto mehr lohnt sich der Beitritt für den einzelnen Nutzer. Hier zeigt sich ein aufschlussreicher Gegensatz zu den Gesetzen, die bislang für Arbeitsverhältnisse galten. Je mehr Arbeiter eine Firma beschäftigt, desto geringer fällt normalerweise die zusätzliche Wertschöpfung jedes weiteren aus. Der marginale Nutzen strebt gegen Null. In Netzwerken gilt das Gegenteil. Je mehr Mitglieder teilnehmen, desto größer der Nutzen für jedes weitere Mitglied. Daher tendieren Netzwerke zu Monopolen, aber eben nur für eine Funktion, die sie zu isolieren vermochten. Youtube zeigt Videos, Facebook vernetzt Freunde, Amazon verkauft Bücher und allerlei anderes. Die Trennlinie von einem Netzwerk zum anderen verläuft nicht mehr über Nutzergruppen, sondern über die Funktionen. Damit wird ein vollkommen neuer sozialer Raum begründet, in dem weder Entfernung noch Herkunft zählen, sondern die eigene Aktivität. Soziale Grenzlinien brechen genau dort auf, wo Kommunikation sich unterscheidet, also an der Hinwendung zu einer funktionalen Gruppe.

5. Überladen

›Überladen‹ bedeutet, einer Funktion einen neuen Bereich zuzuweisen. Im Kern des Netzes findet sich als elementarste Funktion die Verbindung, der Link. Im Lauf der letzten Jahre haben sich die Verbindungen, die ganz materiell etwa in einer Kabelverbindung bestehen, als Zeiger auf Daten, auf Texte, auf Bilder oder Töne und schließlich auf Freunde ausgedehnt.

Die elementare Funktion des Links wurde Schritt für Schritt mit anderen Formaten überladen. An jeder Überladungs-Schwelle ergeben sich neue Funktionen. Facebook überlädt Daten mit Personen und den Link mit Freundschaft. Die alten Elemente passen sich der jeweils neuen Stufe und deren Agenten an. In diesem Sinn stellt der ›I like‹-Button nichts weiter als die nachgereichte Personalisierung eines Links dar.

Was folgt in dieser Reihe der Überladungen als Nächstes auf die Erfindung der Freundschaft durch Facebook? In Umrissen lässt sich eine mögliche Erweiterung bereits ahnen. Bisher hat das Netz die Dimension der Zeit ausgeblendet. Es war zu aufwändig und zu kompliziert, sämtliche Daten auch noch in ihren Veränderungen zu verfolgen und aufzuzeichnen. Daher arbeitet Google notwendigerweise als eine Maschine, die Zeit vernichtet. Wir erfahren in den Suchergebnissen nichts über die Geschichte eines Ergebnisses. Auch auf Facebook wurden bis vor kurzem

Freunde und Daten nur akkumuliert. Nun kommen mehr und mehr Möglichkeiten auf, Links mit einem Zeitstempel zu versehen und sie etwa nach ihrem Erstellungsdatum zu sortieren. Mit dieser einfachen Umordnung aber wird die Basis dafür angelegt, Zeit überhaupt zu erfassen. Das heißt: auf diese Weise stellt man Zeit allererst her. Denn als Kategorie des Archivs ist sie alles andere als selbstverständlich. Wie nicht erst Google gezeigt hat, lassen sich Daten nach allen möglichen Kriterien auslesen. Bricht die Zeitlichkeit erst einmal in das Netz ein, könnten sich die Links von Anzeigern einer zeitlosen Verknüpfung, als die sie jetzt wirken, in Zeiger auf Ereignisse umformen.

6. Funktion

Was ist eine Funktion im Netz? Ein Algorithmus oder eine Routine, die eine bestimmte Aufgabe erfüllt, könnte man sagen. Wie aber die Mediengeschichte zeigt, richtet sich der Gebrauch eines Mediums in den seltensten Fällen nach der Aufgabe, für die es vorgesehen war. Missbrauch und Umnutzung machen nicht nur die Regel aus, sondern sind geradezu konstitutiv für die Anwendung eines Mediums. Das gilt nicht nur für die klassischen Medien, sondern auch für die Funktionen der großen Netzwerke. Die Aktionen, die Nutzer in ihnen ausführen, lassen sich kaum absehen, und Programmierer haben alle Hände voll zu tun, die Funktion nachträglich dem Gebrauch anzupassen.

Von der Aufgabe her lässt sich also kaum bestimmen, was eine Funktion ist, schon gar nicht, welche Funktion sich als erfolgreich herausstellt. Im Sinn eines medialen Ansatzes lässt sich daher eine Funktion nicht durch ein äußeres Kriterium bestimmen. Stattdessen bleibt nur die simple Tautologie. Eine Funktion funktioniert. Gerade so, wie eine Sprache spricht. Das bedeutet keineswegs, dass jede Funktion, die sich einmal etabliert hat, für alle Zeiten fortfährt zu funktionieren. Etliche gut eingeführte Netzwerke hat man zusammenbrechen sehen, wie etwa im Fall von Myspace, einem Vorläufer von Facebook. Die einzelne Funktion breitet sich in einer Umwelt anderer Funktionen aus. Die Bedürfnisse der Nutzer können hierbei nicht als feste Größen gelten. Sie werden in der funktionalen Umwelt erst geprägt. Wir können nicht wissen, was Nutzer sich wünschen werden. Der Wunsch zeigt sich nur darin, dass eine Funktion auffällig wird, indem sie zu funktionieren beginnt, also entsprechendes Verhalten aktiviert.

Dass sich all das in einem weitgehend von kapitalistischen Wertsetzungen bestimmten Rahmen ereignet, versteht sich von selbst in einer Welt, die Arbeit, Güter, Bedürfnisse und Wünsche in einem ökonomischen Spiel und im Medium Geld verhandelt. Dass unsere Wirtschaft derzeit in einer spekulativen Phase steckt, in der das Potenzial künftiger Zahlungen mehr gilt als tatsächlich stattfindende

Gewinne, verstärkt die Blasenbildung rund um Internet-Phantasmen aller Art. Das geht mit den üblichen Symptomen einher. Firmen schrecken nicht davor zurück, ihre Nutzer auszuspionieren, Daten zu rauben oder en bloc als Datensatz zu verkaufen. Das alles lässt sich leicht und richtigerweise kritisieren, bis hin zur Forderung nach der Verstaatlichung öffentlich wichtiger Funktionen. Damit wird aber übersehen, dass es gerade die absurde Hoffnung auf künftige Zahlungen ist, die Gründer und Programmierer bei der Suche nach möglichen Funktionen antreibt. Nutzer scheren sich bekanntlich kaum darum, in welches vermeintliche Ausbeutungsverhältnis sie geraten.

7. Netzpolitik

Ein weit verbreiteter Irrtum über die Aufgaben des Netzes äußert sich in der Forderung, es solle bestimmte öffentliche Funktionen übernehmen oder politische Strukturen nachbauen. Darunter fällt die Idee, Parteien sollten ihre Wähler im Netz mobilisieren. Implizit geht das von der Vorstellung aus, bestehende Strukturen blieben unter allen Umständen erhalten und müssten sich nur das Netz als neues Werkzeug zunutze machen. Diese Annahme verkennt einmal mehr, dass das Netz weder ein Werkzeug ist, noch einfach genutzt werden kann.

Gehen wir es am Beispiel der Parteien durch. Es handelt sich dabei um Organisationen, die in der medialen Umwelt des 19. Jahrhunderts groß geworden sind. Seither haben sich ihre Gepflogenheiten und die politischen Rituale kaum gewandelt. Wir wählen noch immer alle paar Jahre mit Kreuzen auf Papier. Unsere Wahl gilt nicht einzelnen Entscheidungen oder Themen, sondern einem zusammengefassten Programm und den Gesichtern, mit denen die Parteien ihr Programm ins Bild setzen. Dass im Netz mittlerweile ganz andere Formen von Beteiligung denkbar sind und dass Kommunikation in einer ganz anderen Dichte abläuft, untergräbt die Autorität der alten Strukturen langsam, aber stetig. Die Piratenpartei zeigt deutlich, dass Weltanschauungen und Programme unwichtiger werden, während die Art und Weise, wie Politik gemacht wird, in den Vordergrund rückt.

Wie im Bereich der Ästhetik haben wir es auch bei den neuen politischen Formen mit einer Entwicklung zu tun, die der Einführung eines neuen Mediums im Abstand etwa einer Generation folgt. Während die ersten Nutzer die bekannten Inhalte und Formen in das neue Medium überführen, sieht sich erst die zweite, mit dem Medium aufgewachsene Generation dazu herausgefordert, aus dem Medium heraus neue Formen und Inhalte zu entwickeln. Netzkritik wäre in dem Fall eine typische Haltung der ersten Generation. Den folgenden Generationen stellen sich nicht nur andere Aufgaben, sondern auch die alten Aufgaben anders. Sie

wollen also nicht etwa das Netz als öffentliche Infrastruktur nachbauen, sondern aus dem Netz heraus neue Infrastrukturen entwickeln.

Paradoxe Weise erweisen sich auch in politischer Hinsicht gerade die affirmativsten Plattformen als wegweisend. Es ist kein Zufall, dass Facebook und Twitter einen wesentlichen, wenngleich gerne überschätzten Anteil an den Umstürzen des arabischen Frühlings hatten. Nicht weniger wichtig waren die Veröffentlichungen von Wikileaks, die die herrschenden Kleptokraten zuallererst entblößten. Nun stellt sich nach den Umstürzen allmählich heraus, dass die Forderung nach Demokratie im westlichen Sinn vielleicht gar nicht der richtige Weg zur Lösung der politischen Frage war. Zeigen doch gerade die Regierungen in Europa, wie die alten Demokratien sich wirtschaftlicher Erpressung ausliefern und lieber die politische Einheit des Kontinents aufgeben als nur eine einzige Bank Pleite gehen zu lassen. Aus größerer historischer Distanz und mit einem medialen Blickwinkel lässt sich der Konflikt als eine Auseinandersetzung zwischen medial erzeugten Organisationformen betrachten. Die alte Institution des Staates verliert ihre Souveränität an die als globales Netzwerk organisierten Banken. Die Vernetzung menschlicher Akteure wird auf politischer Ebene von den alten Strukturen noch gebremst, während sie sich im Konkurrenzkampf der Banken längst vollzogen hat. Die Konsequenz daraus wäre, von den Banken zu lernen. Oder Facebook nicht mit einem Gegen-Netzwerk zu überwinden, sondern mit Hilfe von Facebook selbst. Die Eigendynamik der Medien – und also auch der Plattformen –, die als Antreiber einer historischen Entwicklung deren Stelle einnehmen, ist jeder Kritik immer schon voraus.

Gerade an diesem Dilemma zeigen sich die politischen Hemmnisse des kritischen Ansatzes. Geert Lovink und Franco Berardi wollten gegen die Diktatur des Kapitals eine Armee von Programmierern zu Hilfe rufen. Aber Programmierer taugen weder als Kriegshelden noch als Künstler. Die nächste große Programmrevolution ist nicht einfach ein paar Zeilen Code oder ein Meisterstück an Software entfernt, denn es muss sich erst im Betrieb herausstellen, welche der vielen programmierten Funktionen tatsächlich zu funktionieren beginnt. So wie eben Information sich im Leben nicht einfach in übermittelten Daten misst, sondern daran, dass ein Unterschied einen Unterschied macht, um es mit Gregory Bateson zu sagen. Hier führen der mediale und der kritische Ansatz zu geradezu entgegengesetzten Folgerungen. Während die Kritik sich im Widerstand verschanzt, vertraut die andere Seite darauf, dass die vernetzten Funktionen – ganz wie zuvor die klassischen Medien – erst durch den Missbrauch zu ihrem Ziel finden.